

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 57.

Dienstag, 9. März

1926.

Flammen.

(32. Fortsetzung.)

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem leisen Seufzer stellte Axel seinen Koffer auf den Tisch und packte die wenigen Habseligkeiten hinein, die er von der Insel mitgebracht hatte.

Dann öffnete er ein Geheimsfach und nahm seinen Revolver heraus, den er alter Gewohnheit gemäß auf Reisen stets mit sich führte.

Halb und ohne zu wissen, was er eigentlich tat, drehte er die Trommel des bläulich blinkenden Stahlaufs und lud sie mit seinen letzten Patronen.

Hella hatte ihm einst die kleine Waffe geschenkt, damals als sie ihre erste Reise ins Leben angetreten hatten und durch den schwerdonnernden Wellensturz des Kanals von England gefahren waren.

Eine Flut glänzender Bilder schoß plötzlich durch sein Hirn.

Ein Rennen in Auteuil, wo der letzte Luxus der Erde seine Blüten trieb.

Ein Sommertag am Badestrand von Trouville im weißen Feuer der Julisonne, die den schlanken, reifen und doch fast kindlichen Körper Hellas wie ein Mantel von flimmerndem Licht umhüllte.

Eine Blickfahrt im Speisewagen des Calais-Express.

Das blaue Wunder einer Mondnacht in der Wüsten-Einsamkeit von Bisra.

Und dann das Ende dieses wahnwitzigen Taumels, der Zusammenbruch in dem Spielerparadies des Mittelmeers, als ihnen die unerbittliche Bank ihr letztes Tausendfrankenbillet entrissen und sie fast wie Bettler über die Alpen nach der Heimat zurückgeschickt hatte.

Und dann sprang blitzartig, jäh, ohne Sinn und Zusammenhang ein Gedanke in ihm auf, ein Gedanke so furchtbar, daß er wie von einem Schläge getroffen, zwei, drei Schritte vom Fenster zurücktaumelte.

„Du sollst heute noch einen Mord begehen!“

Einen Mord.

Mit zuckenden Lippen sprach Axel von Lessow die verhängnisvollen Worte halblaut vor sich hin.

Auf seiner Haut war ein Stechen und Prickeln, wie es das Gefühl plötzlicher Ohnmacht und Hilflosigkeit mit sich bringt.

Und immer diese Stille ringsum, diese entsetzliche, lähmende Stille.

Auch draußen kein Laut, nicht einmal ein Hundegebell fern im Dorf.

Verstört sah er in die scheue Dämmerung des mattenhellsten Raumes, die die ungewissen Umrisse der Gegenstände ins Riesenhafte zu dehnen schien.

In diesem Augenblick dünkte es ihm, als habe sich die Schuld jener fernen Zeit körperlich von ihm losgelöst und stände ihm als ein fremdes, entsetzliches Wesen gegenüber, das drohend seine Seele verlangte.

Mit unsicheren Schritten kam er endlich wieder die dunkle Treppe herab.

Die Stufen trachten unter seinem Tritt, als schrien sie in heimlichem Schmerz, daß er immer wieder erschreckt innehielt!

Unten im Gastzimmer war das Mädchen über dem Schenktisch eingenickt, indes der kleine Funke gravitativ

um den Ofen herumspazierte, die Wiege an dem Wiegenbänke hinter sich herziehend.

„Wer hat die schönsten Schäschen?“ sang er dazu mit seinem hohen, feinen Kinderstimmchen.

Als er Axel von Lessow ansichtig wurde, der zuweilen mit ihm gespielt hatte, kam er sogleich zutraulich angelaufen und bot ihm sein schmutziges Händchen.

Axel hob ihn in die Höhe und schwenkte ihn im Kreise.

Die großen, blauen Augen des blonden Bubens waren seinem Gesicht ganz nahe.

Und plötzlich überkam ihn vor diesen unschuldigen Kinderaugen ein so heißes, quälendes Verlangen nach der Unschuld und Reinheit seiner eigenen Kindheit, daß er nur mühsam die aufsteigenden Tränen zurückzudrängen vermochte.

„Gott im Himmel hilf mir!“ haßte es auf einmal machtvoll durch seine Seele.

Dann setzte er den Kleinen wieder vorsichtig auf die Erde und stürmte durch den Flur ins Freie.

Die Dorfstraße lag in nächtlicher Verlassenheit.

Allenthalben schlossen die Häuser unter den überhängenden Strohdächern wie unter tief herabgezogenen Mähen, die grauen Wände vom Mondlicht grell getüncht.

Drohende Schatten schienen ringsum in den dunklen Ecken und Nischen zu nisten, daß der einsame Wanderer unwillkürlich seine hastenden Schritte beschleunigte.

Lang saß er wieder im Boot und trieb auf den See hinaus.

Der Mond baute eine blühende Brücke zu den dunklen Waldhöhen von Bahlowitz hinüber.

Sein weißes Licht sprühte unter den Ruderschlägen und glitt in zitternden Ringen von dannen, die in der Rieselwelle in einer helleuchtenden Furche zusammenliefen.

Es war ganz still über der einsamen Wassertiefe und doch schien es ihm, als klänge durch das große Schweigen der Nacht unablässig eine leise, mahnende Stimme:

Was willst du tun?

Schon einmal blieb deine Hand nicht rein, beklede sie nicht auch noch mit feigem Mordmord.

Denk an dein altes, abliges Geschlecht, das schon jahrhundertlang unter den ersten des Landes sitzt, mit dem Pflug im Frieden, mit dem Schwert im Kriege, und sich mit so mancher stolzen Tat in das Buch der Geschichte eingezeichnet hat!

Mit einer müden Bewegung hob Axel den Kopf.

Ein fernes Bild stand auf einmal vor seiner Seele.

Ein stilles Gartenzimmer mit seinen, altmodischen Möbeln.

Über dem runden Tisch eine einfache Hängelampe, die ihr friedliches Licht auf einen weißen Scheitel goß, den Scheitel der Frau, der der Gram um den verlorenen Sohn vor der Zeit das Haar gebleicht und die ihn doch wieder in verzeihender Liebe an ihr Herz genommen hatte, als er in Verzweiflung und Schande bei ihr eine letzte Zuflucht suchte. Seine Mutter!

In weitem Bogen flog plötzlich der Revolver auf den See hinaus und verschwand mit einem glucksenden Laut.

Dann ariß Axel wieder zu den Rudern.

In seiner tiefen Herzensnot war ihm auf einmal mit Allgewalt die Überzeugung geworden, daß jene Tat nicht geschehen durfte, daß es noch einen anderen Ausweg geben mußte, der ihm diese letzte, unauslöschbare Schmach ersparte, die auch ihm ein Weiterleben unmöglich machte.

Da knirschte der Bootskiel auf den Pahlowitzer Strand.

Axel sprang heraus und schlang die Kette um einen Pfahl des kleinen Laufftegs.

Der Mond stand jetzt ganz im Zenith des Himmels und staubte einen feinen silbernen Regen über die schummernenden Rasenlichtungen.

In dunklen Umrisen, lauernden Raubtieren gleich, hoben sich ringsum die schwarzen Laubmassen von Gebüsch und Bäumen.

Nur ein einziges Licht schimmerte durch das nächtliche Dunkel.

Das Licht des Mannes, dem Hella noch in dieser Stunde durch seine Hand den Tod bestimmt hatte. Dann stand er am Rande der Buchenallee und schaute mit klopfendem Herzen zum Kavalierhaus hinüber.

Aus dem stürmischen Widerstreit der Gedanken hatte er sich allmählich zu dem Entschlusse durchgerungen, Alsleben noch einmal persönlich aufzusuchen und mit ihm zu verhandeln.

Als Mann zum Mann.

Um Hella von ihm zu fordern, kraft des geheiligten Rechtes seiner Liebe, die er als über aller Menschensagung stehend empfand.

Gab Alsleben nach, worauf er in der gesteigerten Stimmung des Augenblicks fest vertraute, so war Hella frei für die Reise nach Afrika und ihre Scheidung nur noch eine Formsache, die sich von Kapstadt aus mit Hilfe des deutschen Konsuls in wenigen Monaten regeln ließ.

Mit verhaltenem Atem lehnte Axel an einem Buchenstamm; vor seinen Augen war ein Flirren und Flimmern.

Jetzt, da er unmittelbar vor der Entscheidung stand, entsank ihm für Minuten doch wieder der Mut zur Tat.

Dann aber begannen sich seine Füße zu regen und schritten wie selbst durch den schmalen Pfad der taueuchten Wiese auf das helle Fensterquadrat des Kavalierhauses zu.

Die Haustür war nur angelehnt.

Ein feiner Lichtstreif fiel zur Rechten durch ein Schlüsselloch auf den Mosaikboden des Vorsaales.

Ein kurzes, scharfes Klopfen.

Ohne das Herein abzuwarten, öffnete er die Tür.

„Guten Abend!“

Ein schlankes Mädchen hatte sich bei seinem Eintritt aus dem Sessel am Schreibtisch erhoben.

Neben ihm ein junger Herr, der ihm schon mehrmals im Dorf begegnet war.

Das Licht der Lampe bligte in den Rändern seines Aneisers und beleuchtete sein scharfzügiges Gelehrtengezicht, aus dem ihm zwei große, graue Augen ruhig und forschend anblickten.

Sekundenlang herrschte ein betretenes Schweigen.

Es war so still, daß man eine Nadel zu Boden hätte fallen hören.

Dann richtete sich Axel mit einem Ruck gewaltsam höher, seine Gestalt straffte sich.

„Ich bitte um Entschuldigung wegen dieser nächtlichen Störung!“ sagte er. „Ich glaubte, Herrn von Alsleben noch sprechen zu können.“

„Da haben Sie sich vergebens bemüht, Herr von Alsleben ist nicht hier!“

Von neuem schwang das drückende Schweigen zwischen den drei Menschen.

„Könnte ich nicht dann wenigstens erfahren, wann Herr von Alsleben heute nacht noch zu treffen ist?“ nahm Axel endlich wieder das Wort.

Trude Warkentin wechselte mit Dr. Reinwaldt einen raschen Blick.

„Auch da bedaure ich, Ihnen nicht dienen zu können. Vielleicht gibt Ihnen aber jemand anders Auskunft, Fräulein Hansen zum Beispiel!“

Ein jähes Erschrecken huschte über Axels Gesicht.

„Was wollen Sie damit sagen?“

Trude zuckte die Achseln.

(Fortsetzung folgt.)

Man muß nur warten können.

Von Hermann Wagner.

Gegensätze ziehen sich an. Aber nicht immer. Heribert Kiemeyer zum Beispiel war schwerfälliger und liebte Lieselotte Radbruch. Lieselotte aber war beweglich und liebte Kiemeyer nicht. Als Kiemeyer 27 Jahre alt war und ein Detailgeschäft in Damenmoden eröffnet hatte, machte er Lieselotte, die damals noch nicht ganz zwanzig war, einen Heiratsantrag. Sie blickte ihn hochmütig an. Was er sich denn denke? Mein Gott, sie hatte so viele Verehrer, daß auf jeden ihrer rosigen Finger gut zwei kamen. Darunter befanden sich mehrere Akademiker und der Sohn eines Großkaufmanns. „Lieber Kiemeyer“, sagte sie spöttisch, „wir sind zwar Nachbarkinder, aber so etwas schlagen Sie sich aus dem Kopf.“

Kiemeyer ging betrübt davon und dachte sich: du mußt eben warten! Er hatte eine Mordsgeduld, und es brachte ihn so leicht nichts aus der Fassung. So wartete er denn. Er wartete genau drei Jahre.

In diesen drei Jahren verlobte sich Lieselotte zweimal richtig und ein drittes Mal nur halb. Richtig verlobte sie sich zuerst mit einem angehenden Mediziner und dann mit einem schon fast fertigen Juristen. Aber beide Male ging die Verlobung wieder auseinander. Lieselotte war so über alle Maßen beweglich und temperamentvoll, daß es immer zu Konflikten kam. Halb verlobte sie sich mit jenem Sohn eines Großkaufmanns, der so reich war, daß sein Vater davon zunächst nichts wissen durfte. Aber er erfuhr es doch. Da schickte er seinen Sohn einfach nach England. Damit starb auch diese Verlobung eines sanften, von Lieselotte tief betraurten Todes.

Inzwischen war Kiemeyer dreißig Jahre alt geworden, und sein Detailgeschäft in Damenmoden hatte sich vergrößert. Er hatte ihm eine Abteilung für Weißwaren angegliedert.

„Ob ich es jetzt noch einmal versuche?“ sagte Kiemeyer zu sich.

Und er ging zu Lieselotte und versuchte es ein zweites Mal. Lieselotte maß ihn von seinem edigen Bauernschädel bis hinunter zu seinen plumpen Füßen.

„Kiemeyer“, sagte sie zu ihm, „was glauben Sie eigentlich. Meinen Sie, daß ich es nötig habe, mich hinter Ihren Ladentisch zu stellen und den Leuten Taschentücher zu verkaufen? So etwas habe ich nicht nötig. Ich gehe in die Welt.“

Und Lieselotte „ging in die Welt“. Die Sache war nämlich die, daß irgend ein Kunstschaffverständiger ihr fabelhaftes schauspielerisches Talent entdeckt und ihr eingegeben hatte, sie müsse unbedingt nach Berlin an eine Schule für Bühnenkunst.

Das tat nun Lieselotte, und der kleine Ort, in dem sie beheimatet war, erfuhr jetzt zunächst vier weitere lange Jahre so gut wie nichts von ihr. Hatte sie wirklich bei der Bühne das Glück gehabt, das man ihr prophezeit hatte? Man wußte es nicht.

Kiemeyer aber hatte sich im Laufe dieser vier Jahre abermals vergrößert und seinem Geschäft eine Abteilung für Kinderkonfektion angegliedert. Er reiste nun öfters persönlich nach Berlin, um einzukaufen.

Auf einer dieser Reisen übernachtete er in einer mittleren Stadt und ging abends, um sich die Zeit zu vertreiben, ins Theater. Man gab irgend einen Schwanke. Und wen sah er da auf der Bühne? Lieselotte! Aber sie spielte keineswegs die Hauptrolle in dem Stück, sondern nur die durchaus untergeordnete Rolle einer Zofe, die mehrere Male über die Bühne zu gehen und die Möbel abzustauben hatte. Und sie spielte diese Rolle nicht einmal gut.

Kiemeyer ermöglichte es, daß er Lieselotte sprechen konnte, und fragte sie, wie es ihr gehe. Man sah es ihr nur zu deutlich an, daß es ihr nicht gut ging. Aber sie versicherte das Gegenteil. Ihre Zeit, so sagte sie, werde schon noch kommen.

„Lieselotte“, bat Kiemeyer sanft, „möchten Sie vielleicht nicht doch meine Frau werden? Mein Geschäft vergrößert sich immer mehr. Ich kann Ihnen eine solide und gute Zukunft bieten.“

„Kiemeyer“, entgegnete sie hochmütig, „was wollen Sie eigentlich? Ich? Und ein Mann wie Sie? Das ist ja Unsinn. Ich denke nicht daran.“

„Nun“, sagte Kiemeyer küsam, „dann werde ich eben noch warten.“

„Auf mich?“

„Ja.“

„Da können Sie lange warten.“

„Ach“, sagte Kiemeyer, „ich habe ja Geduld.“

Und er wartete weitere fünf Jahre. Sein Geschäft war in dieser Zeit schon fast großartig geworden. Er hatte zwei erste und vier zweite Verkäuferinnen, und alle schickten sie nach ihm, ob sie ihn nicht für die Ehe fangen könnten. Er

war ja schon fast vierzig Jahre alt und brauchte nötig eine Frau. Trotzdem mochte er keine, weil er noch immer auf Dieselotte wartete, von der er gar nicht wußte, wo sie war. Auch ihre Eltern wußten es nicht. Sie hatte sich irgendwo in der Welt verloren. Aber eines Tages kam sie in die Heimat zurück, und man konnte wirklich nicht sagen, daß sie noch so aussehe, wie sie einstmals ausgesehen hatte. Es mußte ihr wohl sehr schlecht gegangen sein. Und man tuschelte so allerhand und wollte plötzlich dies und jenes von ihr wissen.

Kiemeyer war empört, wenn er so etwas hörte, und trat dann mit der Geste eines echten Ritters für sie ein. Und eines Tages zog er seinen besten Anzug an und ging abermals zu ihr, um ihr, wie er sagte, einen Anstandsbesuch zu machen.

„Wie geht es Ihnen, Dieselotte?“ fragte er.

Sie schwieg.

„Mir“, fuhr er fort, „geht es eigentlich ganz gut. Nur eins fehlt mir. Nämlich eine Frau. Aber da ich Sie nicht bekommen kann, Dieselotte, so heirate ich überhaupt nicht.“

„Das sollten Sie nicht tun“, meinte sie.

„Könnten Sie sich vielleicht doch für mich entschließen?“ sagte er zaghaft.

„Mein Gott“, erwiderte sie (und man sah es ihr an, wie seltsam sie war), „Sie sind ein zudringlicher Mensch. Sie lassen einem einfach keine Ruhe. Was soll ich tun?“

„Ja sagen“, bat er dringend.

„Also gut“, willigte sie lachend ein, „lange genug hast du ja auf mich gewartet!“

„Ich wußte es ja, daß du am Ende doch nur mich nehmen würdest“, sagte Kiemeyer zu ihr. „Man darf eben nicht allzu stürmisch sein, sondern man muß Geduld haben und warten können!“

Münchener Speisekarte.

Von Walter Foitzid.

Ich finde mich im Kursbuch zurecht, ich verstehe zur Not sogar eine Logarithmentafel, aber eine Münchener Speisekarte bleibt mir trotz jahrlangen Bemühens noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. In einige Teile bin ich schon etwas eingedrungen, aber da gibt es noch immer dunkle Gegenden; sie gehören wohl zu den bayerischen Reservatrechten.

Also diese Speisekarte sieht ungefähr so aus: Oben steht Ochsenfleisch, aber das kann niemanden interessieren, denn es ist immer mit Bleistift durchgestrichen. Dann folgen: Brustbraten, Nierenbraten, Gratbraten, Schlegelbraten. In der Reihenfolge dieser vier Säulen der Münchener Speisekarte unterscheiden sich die einzelnen Wirtschaften; einmal steht Brustbraten an erster Stelle, einmal Nierenbraten; so viele Permutationen dieser vier Einheiten es gibt, so viele Speisekarten gibt es auch; aber das ist ihr einziges Unterscheidungsmerkmal.

Hier beginnt die Schwierigkeit. Was mag das wohl sein, was soll man wählen? Keine Sorge, diese Klippe ist bald überwunden; dem Neuling sei es gesagt: Es ist alles dasselbe, nämlich Kalbsbraten. Die Unterschiede bestehen im „Gemüse“. Gemüse? Wieder sehr einfach: Gemüse heißt einfach Kartoffeln. Der wissenschaftliche Forscher kann auch da wieder gruppieren. Gemüse gibt es drei Sorten: Ganze Kartoffeln, geröstete Kartoffeln und Kartoffelsalat. Das ist auch wieder alles dasselbe und unterscheidet sich nur durch den Grad der Zerkleinerung. Bei den ganzen Kartoffeln ist die Kartoffel noch recht gut erhalten, die geröstete Kartoffel ist schon ziemlich zerfallen, während sie beim Kartoffelsalat in einem breiartigen Aggregatzustand angelangt ist. Dies ist das Endprodukt des Zerfalls, und wahrscheinlich ist infolge der Gärung ein leicht säuerlicher Geschmack hinzugekommen. Der manchmal auftretende Begriff Wirsing ist eine säßflüssige Masse, scheinbar vegetabilen Ursprungs.

Dies ist der relativ leichtverständliche Teil. Was nun kommt, ist dunkel. Schloßbraten, Rosenspitz, Wiener Bäuscherl und Matrosenfleisch. Schloßbraten muß, wie schon der Name andeutet, etwas Vornehmes sein, denn er ist immer teuer. Wiener Bäuscherl, was mag das wohl sein? Ein Wiener Mädel sagte mir einmal: „Mein Vaucherl tut mir weh.“ Wiener Bäuscherl — Wiener Vaucherl, vielleicht ist da eine Analogie, aber es kann auch ein ganz falscher Weg der Erklärung sein. Aber Matrosenfleisch kann ich nur so viel sagen, daß mir ein alter Herr versicherte, es sei bestimmt nicht das Fleisch von Matrosen.

Praktisch kommen alle diese Dinge für den Fremdling gar nicht in Betracht, da sie immer gestrichen sind. Aber auch für ihn ist gesorgt. Am Schluss der Karte steht da noch: Wiener Schnitzel und schwarzer und weißer Preßsard.

Einmal kam ich ganz früh in eine Wirtschaft und dachte mir: Heute wirst du sicher wertvollen Aufschluß erhalten.

Die Kellnerin bestätigte mir auch, daß noch alles da ist. Aber ich mußte sie noch das Reservierte streichen. Als ich die Karte in die Hand bekam, prangte da nur noch Wiener Schnitzel und schwarzer und weißer Preßsard. Ich werde nie erfahren, was Schloßbraten und Matrosenfleisch ist.

Anmerkungsweise sei noch hinzugefügt, daß es die berühmte bayerische Kalbsbaze überhaupt nicht gibt. Sie ist entweder eine Erfindung auswärtiger Journalisten oder, was ich eher annehmen möchte, ein legendäres Gericht aus einem Ganghofer'schen Bauernroman.

Pflich und Plum.

Von Siegfried von Besenfeld.

Das Ereignis trat vollkommen überraschend ein. Keiner von uns hatte irgend etwas bemerkt. Lappa war zwar in letzter Zeit ein wenig stark geworden, aber doch nicht so, daß man einen Verdacht hätte schöpfen können. Und plötzlich war die Besucherin da. Fast hätte sich alles in meinem Bett ereignet.

Winfeld begrüßte mich Lappa in der Frühe, und war selbst für ihr seelenvolles Wesen von ungewöhnlicher Zärtlichkeit. Sie setzte ihre zierlichen, schlanken Vorderbeine auf meine Decke, schlug die spitzen, hellbraunen Ohren demütig zurück und drückte ihre schwarze, kalte Schnauze innig gegen meine Brust. Unmerklich, mit einer flehenden Unterwürfigkeit, zog sie auch die Hinterbeine nach und lag nun, leise stöhnend, wie Schuss suchend, neben mir.

Da plötzlich erkannte ich die Vorzeichen. So hatte sie es ja auch immer getan, wenn sie ihrer schweren Stunde entgegenging. Mit einem Satz war ich aus dem Bett hinaus und im Schlafrock, nahm Lappa auf die Arme und flog mit ihr die Treppe hinunter, zum Hundehäuschen auf der Veranda. Dann holte ich vom Heuhöber einen großen Büschel Stroh und erneuerte sorgfältig das Lager. auf dem sich Lappa nun mit sichtlichem Behagen ausstreckte.

Ich selbst ging mich schnell anziehen, und als ich wiederkam, war bereits das erste Ereignis eingetreten: Lappa war mit eifrigem Lecken beschäftigt. Nun hochte ich mich neben der Wöchnerin hin, half ihr, so gut ich konnte, und gab ihr zwischen durch Milch zu trinken, um sie zu stärken. Auch mir wurde das Frühstück auf die Veranda hinausgetragen, obgleich es draußen stürmte. Aber ich konnte Lappa doch nicht allein lassen, und trank meinen Tee im Schatzpels vor ihrem Häuschen.

Merkwürdigerweise begnügte sich Lappa dieses Mal mit zwei Sprößlingen, die aber deshalb auch besonders kräftig und rund geraten sind. Sie haben ein schwarzes, glänzendes Fell, mit etwas Grau an den Seiten, und sehen im übrigen ganz so aus wie Raufwürfe. Die Frage der Vaterschaft ist schwer zu entscheiden. Lappa verweigert diskret jede Auskunft. Greif, ihr dunkler, großer Sohn aus erster Ehe, bekundet ein lebhaftes Interesse für den Familiensuwachs. Der schreckliche Verdacht eines Oedipus-Komplexes steigt in mir auf: ich stelle Greif zur Rede und halte ihm die Jungaen hin.

Er zuckt schau, aber doch sehr neugierig, die lange Schnauze vor, hebt aus lauter Begehrtheit eine Pfote in die Luft und beschneißelt gedankenlos die rätselhaften Geschnöpfe. Er scheint sich selbst nicht im klaren zu sein. Aber schließlich leckt er sie doch mit geschwisterlicher (oder väterlicher?) Zärtlichkeit. Vielleicht auch nur, weil er sehr verlegen ist, und in dieser peinlichen Situation doch irgend etwas tun muß. Lappa knurrt. Greif zieht sich wieder taktvoll zurück, indem er vor lauter Respekt rückwärts geht.

Am Silvesterabend war große Taufe.

Nabel hat unter dem brennenden Weihnachtsbaum einen kleinen, mit Tannenzweigen geschmückten Tisch hergerichtet, und nachdem Frieda Hempel die „Rosen-Arie“ aus „Fiaartos Hochzeit“ und Mozarts „Dorfmußikanten“ ihren dritten Satz vorgetragen haben, wird die feierliche Taufe vollzogen.

Die Täuflinge erhalten nach Onkel Busch die schönen Namen „Pflich“ und „Plum“.

Da aber der kleine Pflich ein sehr weiches Fell hat und Plum unglaublich dick ist, und es auch viel vornehmer klingt, werden sie für gewöhnlich „Pfusch“ und „Plumeau“ genannt.

Radio und Rundfunk

Ist es möglich, die Strahlung einer schwingenden Röhre mit einem Kristalldetektor zu hören? Ja, aber nur auf verhältnismäßig geringe Entfernungen. Sind beide Empfänger auf dieselbe Rundfunkstation abgestimmt, so hört man im Kristallempfänger einen pfeifenden Ton, wenn der Röhrenempfänger schwingt.

Die neue Linie.

Unsere Einstellung zur Sommermode.

Von Alice Flechtner-Lobach.

„Alles kann ich der Mode verzeihen,“ sagte neulich eine junge Frau zu mir. „Alle Torheit, alle Auswüchse, Unlogik und lapprigste Unmöglichkeit, nur eins nicht — die Veränderung der Silhouette, der Gesamtlinie. Eine tolle Laune ist es, die Frau Mode sich diesesmal erlaubt hat; sie denkt nicht daran, wie beschränkt unser Budget, wie traurig die Verhältnisse sind, wie soll es möglich sein, diesmal ihren Gesetzen zu folgen? Sie hatte nicht ganz unrecht. Viele, sehr viele werden beim Anblick der neuen Modeschöpfungen für den Sommer einen leisen Schreck verspüren, die Linie ist tatsächlich eine ganz andere geworden. Und die heutige Frau, die keine Modeduppe mehr ist, sondern mit klarem Blick die tatsächlichen Verhältnisse übersehen, wird ernsthaft überlegen, wie sie ohne große Neuanschaffungen sich der neuen Linie anpassen soll. Sie wird aber bei aufmerksamem Studium der Vorbilder für Frühjahr und Sommer finden, daß das Sprunghafte und Unmotiviertere nur scheinbar ist.“

Die Mode bringt nichts Neues unvorbereitet, sie verlangt nie etwas Unmögliches — dazu ist sie viel zu klug — und sie war noch niemals so sprunghaft, daß Phantasie und praktischer Erfindungsgeist der Frau es nicht vermochte, sie einzuholen.

So klingen in den neuen Modellen zahlreiche Töne wieder, die der Winter bereits angeschlagen, in gesteigertem Maße. Zahlreich aber sind auch Mittel und Wege angegeben, auf denen die kluge und praktische Frau mit dem vom vorigen Sommer noch vorhandenen Material zum neuen Ziele gelangen kann.

Man betrachte sich, um mit der Grundform, der Veränderung der Gestalt an sich zu beginnen, die alocenformigen Röcke mit ihrer unteren Weite von nahezu 3 Meter. Gewiß eine beachtenswerte Veränderung gegenüber dem vorigen Sommer, und doch wie geschickt läßt sich ein Kleid zu dieser Linienführung verändern. Da gibt es zwischengesetzte Taillenfalten und Plissee, taillenförmige Tüten aus abweichendem Stoff (doch wirklich ein sehr toleranter Zug der Mode, die Zwei-Stoff-Verarbeitung) da gibt es zippige tuchartige Erweiterungen, kaschierte Schärpenenden und vieles mehr.

Dasselbe gilt von der höher steigenden Taillenslinie, die durch breitere Gürtel oder durch zwei schmale, durch einen Zwischenraum getrennte Bündchen markiert wird, von den eingefesteten fein gefalteten Chemisets, die zur Höhe des Kragens hinaufführen, und ebenso von den Ärmeln. Hier verlangt die Mode allerdings schon eine ganz neue Einstellung. Die Kleider des vorigen Sommers hatten gar keine oder ganz kurze Ärmel, die des heutigen weisen lange, nach unten erweiterte Ärmel auf.

Eine kluge und geschmackvolle Frau wird aber vor allem überlegen, ob sie diese Form des unten weiten Ärmels überhaupt in all ihren Konsequenzen akzeptieren will. Vielleicht begnügt sie sich mit einem halben alocenförmig ausfallenden Ärmel bezw. Volants aus Boile, Spitzen oder dem zweiten Stoff des Kleides oder schmückt den schlichten Ärmel mit einer Manschette, die zum Kleide paßt, einer Rüsche; es gibt da so viele Variationen, die auch in diesem Falle Rat wissen.

Überall wird eben der Geschmack, die Persönlichkeit der Frau es sein, die der neuen Linie Geist, Inhalt und jenen besonderen Reiz gibt, der oft da am stärksten in die Erscheinung tritt, wo es heißt, aus der Not eine Tugend machen.

So mancherlei Hilfsmittel in Handarbeit und Verzierung aller Art stehen ihr zur Verfügung. So sah ich als etwas ganz Neues Applikationen in entzündenden Farben und zartesten Stoffen, die besonders geeignet erscheinen, zwei verschiedene Stoffe zu einem Ganzen zu verbinden. Aus Crêpe marocain oder Crêpe de Chine waren Blumen, Früchte, Ornamente geschnitten und als Taillenverzierung sehr geeignet, die Taille heraufzuziehen) aufgenäht. Sehr fein auch ein Modell, auf dem Blumen in den beiden Grundfarben eines Zwei-Stoff-Kleides wechselseitig appliziert waren, wodurch die beiden Farben schön und weich ineinanderklangen.

Für die Ausfüllung der früher so weiten Ausschnitte sah ich reizvolle, mit leichter Strickstickerei verzierte hemdartige Einsätze. Aufgenähte Schalenden betonten den neuerdings beliebten Stehragen, leichte Spikenvolants am kleinen Taillärmel angebracht vervollkommen die neue Linie. Es lassen sich viele reizende Neubearbeitungen im Rahmen dieser Linie

ausführen. Nur ein scharfer Blick ist nötig, das scheinbar Unmotiviertere auf seinen inneren Zusammenhang zu prüfen und als Hauptfache jene Erkenntnis, die der heutigen Frau ihre besondere Note gibt, die Erkenntnis von der persönlichen Linie, für die alle Modelinien nur den Hintergrund abgeben.

Modetorheiten bei Kindern.

Der Ohrring.

Es ist immer Geschmacksache, sich die Ohren zu durchstechen, um ein glänzendes Gebaumeel mehr an sich zu tragen. Unbegreiflich aber bleibt es, daß es Mütter gibt, die sich nicht scheuen, ihre kleinsten Kinder zum Opfer dieser närrischen Mode zu machen. Immer wieder kann man Kinder im zartesten Alter sehen, von knapp einem Jahr an aufwärts, die ihre kleinen feinen Ohrläppchen durchstechen lassen müssen, um der Mutter zu Liebe sich einen Ring hineinstecken zu lassen. Denn man kann doch unmöglich behaupten, daß Kinder in diesem Alter schon persönliche Freude über diese Sache empfinden, ebenso wenig wie ihr Wille dabei in Betracht kommt. Ich kann mir auch nicht denken, daß es dem Kind im zartesten Bewußtsein eine Annehmlichkeit bedeuten kann, seine Haut durchstochen zu fühlen, um unter Blüten und Schmerzen zum Ziel zu kommen. Was bezweckt also die Mutter damit? Außer vom physischen Standpunkt, der richtigen unnützen Quälerei aus betrachtet, spielt das psychische Moment gewiß keine unwesentliche Rolle bei solchen Kindern, die schon den Vorgang dieser blutigen Geschichte erfahren. Man sollte aber wahrlich sein Kind vor solch dunklen Bildern mit solch geringer Zweckmäßigkeit als der eines äußerlichen Landes, bewahren! Es bleibt Geschmacksache, sein Kind mit Ringen und Armbändchen frühzeitig zu schmücken, man kann ja Säuglinge mit Armbändchen sehen — jedenfalls aber ist dieser Schmutz bedeutend „kultivierter“, der Natur doch viel entgegenkommender. Das Kind empfindet ja oft schon in den ersten Lebensjahren eine feine Sucht sich mit allerlei herauszuspuken, sich gleich den Erwachsenen also auch Ringe anzusetzen und Armbänder zu tragen. Es bleibt wie gesagt jedem überlassen, hier entgegenzukommen oder abzulenken, aber jedenfalls kann das Kind hier wenigstens nicht diese unnatürlichen Regungen in sich aufnehmen, wie bei dem Opfer der Ohrringe. Letzten Endes freilich bliebe es am schönsten, den zarten Sinn eines Kindes neben Reinlichkeit und Schönheit der Kleidung — Geschmack und Verhältnisse haben hier ja auch wieder zu gliedern — auf anderen Schmutz zu lenken als auf Gold und Silber. Ein Kind ist in seiner Reinheit, seinem Frohsinn und seiner der Natur am nächsten kommenden Unschuld ja immer schon am schönsten geschmückt. Elisabeth Weiss.

Das Haushaltsbuch.

Die Aufgabe der Frau im Haushalt ist nicht nur zu erhalten, zu sparen, sie muß auch im Verein mit dem Mann die Wirkung der finanziellen Verhältnisse vom national-ökonomischen Standpunkt aus zu werten wissen, sie muß sparen können. Das Urelement der Ehefinanzen heißt: Einteilung. Diese Einteilung nun lernt man am besten durch das Haushaltsbuch, es ist eine Bequemlichkeit, eine Übersichtstabelle, die Vergleiche ermöglicht, die Tage in der Wirtschaftsführung sind nicht gleich, einer fordert mehr, der andere weniger Aufwand. Das Haushaltsbuch lehrt nun, ob man das Gleichgewicht hält. Es klärt auch über den Verbleib des Wirtschaftsgeldes auf. Es kann in der einfachsten Form, ohne buchhalterische Kenntnisse geführt werden. Der Einnahmeseite stellt man die Ausgabennotierungen gegenüber, die Differenz findet man gewöhnlich in der Geldbörse.

Man kann das Buch auch zum wirtschaftlichen Tagebuch erweitern, dann stellt man an die Spitze der Eintragungen den Speisezettel, verzeichnet Gäste, die man erwartet usw., jedenfalls ist es auch aus erzieherischen Gründen ein wertvoller Faktor in der häuslichen Finanzwirtschaft.

Es gibt natürlich auch Frauen, die im vorbildlichen Sinne ein Haushaltsbuch führen und doch nie mit dem Haushaltsgeld auskommen, genau so, wie es weibliche Wesen gibt, die, ohne je eine Ausgabe zu notieren, stets Einnahmen und Ausgaben in Einklang bringen können. Dies ist weiter kein besonderes Verdienst, sondern nur eine gewisse individuelle Begabung, ein Talent, das aber gewiß nicht zu unterschätzen ist.